

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 4. Januar 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 1

Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank.
— Nachdruck verboten. —

18

Matilde begab sich zu Otto Steffen, der trotz der späten Stunde noch an Baurissen arbeitete, und teilte ihm mit, daß ihr Vater vom nächsten Tage ab mit im Kontor zu arbeiten habe und nur nach seinen Leistungen bezahlt werden solle. Der Bautechniker machte ein ernstes Gesicht. „Es wird jetzt ebenjowenig helfen wie früher,“ versetzte der Bautechniker, „aber natürlich ist mir Ihr Befehl gültig. Aber ich fürchte, wir werden mit Herrn Helmert nur unliebsame Szenen erleben. Er hat ganz gewiß nicht die Fähigkeit zum Arbeiten verloren, wohl aber ist ihm längst die Lust abhanden gekommen.“

„Es ist nicht anders,“ gab Matilde finster zurück. „Sie sind mein aufrichtiger Freund, und ich kann Ihnen wenigstens andeuten, weshalb ich diese Bestimmung getroffen habe und sie auch durchgeführt sehen will.“ Sie teilte ihm mit, was im Werke gewesen war. Der junge Bautechniker war gerade seiner bescheidenen Herkunft wegen ein Mann von den gesunden Ehrbegriffen redlicher Volkskreise und prallte förmlich zurück, als er vernahm, was vorgelegen hatte. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ erwiderte er. — „Und ich schon gar nicht,“ antwortete Matilde schwer.

Die ernststen Besorgnisse, welche das Fräulein Prinzipal für die nächste Zeit gehegt hatte, schienen merkwürdigerweise übertrieben gewesen zu sein, denn nichts deutete an, daß sie sich erfüllen zu wollen schienen. Auch Steffen war ganz verwundert, daß es mit den Kontorarbeiten Helmerts weit besser ging, als er angenommen hatte. Er hielt die Arbeitsstunden ziemlich pünktlich ein, was er leistete, war einigermaßen brauchbar, so daß es kaum zu irgendwelchen Auseinandersetzungen kam, die Steffen ohnehin ausschaltete, soweit es irgend möglich war. Das bärbeißige, schroffe Wesen, welches sich Helmert allen, auch seiner Tochter gegenüber zugelegt hatte, berührte allerdings nicht angenehm, aber es ward darüber fortgesehen, um ihm die Gelegenheit, Streit vom Zaune zu brechen, zu entziehen.

Auch Frau Mizzi Helmert hatte die zerstörten Hoffnungen, Baronin Kederle zu werden, überwunden. Zuerst hatte sie freilich heftig aufbegehrt, als ihr Matilde ihr ungeschminktes Urteil über den vornehmen Cavalier abgegeben hatte. Aber die bestimmte Vorhaltung ihrer Tochter, daß sie sich glücklich schätzen solle, den Prätiken eines kaum noch zweifelhaften Industrierritters entgangen zu sein, hatte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Frau Mizzi hatte dann noch einen de- und wehmütigen Schreibebrief von ihrem einstigen Verehrer erhalten, worin er um ein letztes, kleines Darlehen bat, weil er von allen Mitteln entblößt sei, und Matilde

hatte ihr fünfhundert Mark für diesen Zweck übermittelt. Damit schien dann dieser Zwischenfall beigelegt zu sein.

In den nächsten Monaten änderte sich der alte Helmert noch weiter und begann seine Brummigkeit abzulegen. Aber die fast kriechende Freundlichkeit, die dafür in seinem Benehmen gegenüber dem Bautechniker Steffen eintrat, vermochte erst recht nicht, diesen zum Vertrauen zu bewegen, und auch Matilde dachte sich ihr Teil, wenn er dieser die Leistungen des früher stets arg kritisierten Geschäftsleiters jetzt begeistert pries. Er fing ihre Blicke auf. „Ja, da guckst Du mich so an, Tilde, und wunderst Dich, was ich erzähle. Aber wenn man einsieht, daß man einem Menschen Unrecht getan hat, so ist es nie zu spät, das zu bekennen. Dein Steffen kann was, das ist wirklich eine Perle. Ich wünsche Dir bloß, daß er in Deinem Geschäft bleibt.“ Matilde schaute verwundert auf: „Warum sollte er denn nicht bleiben? Streitigkeiten wegen Gehaltsfragen kann es zwischen uns beiden doch nicht geben, und außer dem liegt erst recht nichts vor.“

Helmert lachte verschmüht. „Tildchen, solche junge Männer wie der Steffen, die etwas können und eine Lebensstellung gewonnen haben, wollen auch in anderer Beziehung was fürs Leben, ich meine eine Frau. Natürlich, Du bist keine Hindernis, daß er sich eine Frau sucht, aber ein junger Mann, der mit einer schmucken, stattlichen, na, gerade heraus gesagt schönen Frau zusammenarbeitet, müßte ja kein Blut in den Adern haben, wenn ihm nicht von selbst bestimmte Hoffnungen kämen. Natürlich mag der Steffen Dich leiden, aber Du kannst es ihm doch auch nicht falsch deuten, wenn er sich sagt, ich quäle mich für die Firma Ehrhard Redlich Tag aus, Tag ein, warum erkennt das Fräulein Prinzipal das nicht an und gibt mir die Hand zum Bunde für das Leben? Der Steffen ist ein patentier Mensch, kann was und er hat wohl mehr als eine Tochter und Erbin aus einem Geschäftshause in seiner Bekanntschaft, die ihm gern in sein Haus folgen würde. Also, Tildchen, sieh das ein, sonst rennt Dir eines schönen Tages Dein Otto Steffen davon. Man muß das Leben kennen, wie ich es kenne, Du es aber noch nicht kennst als Mädchen.“

Aus ihren großen Augen sah Matilde ihren Vater forschend an, und es war das erste leise Lächeln, das sie ihm seit Monaten wieder gönnte. „Wenn Du die Menschen so genau kennst, so wundere es mich nur, daß Du diese Kenntnis nicht schon früher bewährt hast. Damals ließt Du an Herrn Steffen, wie Du Dich wohl erinnerst, kein gutes Haar.“ — Er räusperte sich und meinte dann mit gut gemachter Treuherzigkeit: „Tilde, es sollte Dir doch genug sein, wenn ich jetzt noch dahinter gekommen bin, wo die Perle steckt.“ Und dann setzte er hinzu: „Siehst Du, was ich vorhin vom Heiraten sagte, das ist auch deswegen richtig, damit der Steffen kein Lebemann wird, denn das kostet viel Geld, auch für den, der viel einnimmt.“

Der Alte erzählte noch diese und andere Einzelheiten, aber Matilde Helmert hörte kaum darauf. Andere und ernstere Gedanken gingen ihr durch den Kopf, und sie hatte sich schon daran gewöhnt, auch hinter den offenherzigsten Versicherungen ihres Vaters schließlich etwas zu finden, was mit ihnen nicht im Einvernehmen stand. Sie hatte doch nicht bisher ermessen, was die ganze Tiefe seines wurmzerfressenen Charakters ausmachte.

Zwei Nächte später gab es einen wilden Lärm, erst vor dem Hause, dann im Hause. Der Nachtwächter, der in der damaligen Reichshauptstadt seines Amtes noch waltete, pochte in der zweiten Morgenstunde, als alles im tiefsten Schlafe lag, heftig an die Laden des Erdgeschosses. „Aufgemacht, aufgemacht, es sind Spitzbuben im Hause.“ Das alte Hausfaktotum, die Dörte, die sonst ganz gewiß nicht langsam veranlagt war, hatte in dieser Nachtstunde alle Kourage verloren, sie drang aus ihrer Kammer, die neben dem Schlafzimmer der jungen Herrin gelegen war, in dieses mit dem gellenden Geschrei: „Fräulein, Diebe, Einbrecher, Mörder sind im Hause.“

Und dazwischen bullerte von draußen ununterbrochen das Klopfen des Nachtwächters: „Aufmachen, es sind Spitzbuben im Hause.“

In zwei Minuten war das Fräulein Prinzipal im Gewand und hatte den geladenen Revolver ergriffen, der auf ihrem Nachttische lag. So eilte sie in den Korridor, wohin ihr die alte Dörte mit einem Staubbesen, fertig zur Attade, folgte. Als sie die Haustür geöffnet hatte, kamen mit dem Nachtwächter schon mehrere Polizeibeamte. Als Augenzeuge meldete der Nachtwächter unter vieler Wichtigkeit, daß er im Büro, beim großen Kassenschrant, deutlich zwei Personen beobachtet habe, die auch jetzt das Haus verlassen hätten. Auf sein Geschrei seien sie retiriert, sie mühten aber doch noch im Hause stecken. Da die Hausfront von der Straße aus übersehen werden konnte, mußte das allerdings zutreffen.

Jetzt erschien auch ein Polizeileutnant, und nunmehr begann eine Razzia auf die dreisten Kerle. Eine Anzahl von Schutzleuten hielt auf der Straße Wache, um ein tollkühnes Herauspringen aus den Fenstern zu vereiteln, ihre Kollegen untersuchten inzwischen die Räume im Haus. Der Polizeioffizier nahm den Kassenschrant, welcher das Angriffsobjekt der Banditen gebildet hatte, in Augenschein. Er schaute sich vielsagend nach der Hausherrin um, und diese erkannte sofort, daß die Einbrecher ziemlich gründliche Arbeit getan hatten. Zum Glück hatte Matilde Helmert einem Geschäftsfreunde, der sie noch in vorgerückter Abendstunde, nach Kontorschluß besucht hatte, auf seine Bitte eine ziemlich erhebliche Summe eingehändigt, deren Raub den Schaden zu einem recht empfindlichen gestaltet haben würde. So ließ sich die Sache aber aushalten. Am Kassenschrant war nichts beschädigt, also mußten die Spitzbuben mit ganz vorzüglichen Nachschlüsseln gearbeitet haben, die auch jedes unnötige Geräusch vermieden hatten.

„Wer wohnt noch im Hause?“ fragte der Leutnant, während seine Beamten ihre Nachforschungen fortsetzten. — „Nur mein Vater, der Rentner Helmert, der noch in meinem Geschäfte tätig ist,“ antwortete Matilde.

„Der Rentner Helmert?“ versetzte der Beamte. „Richtig, ja, ich entsinne mich, daß er vor mehreren Jahren zu Ihnen gezogen ist.“ Er schien etwas verlegen zu werden, strich mechanisch über seinen wohlgepflegten Bart und sagte dann plötzlich: „Verehrtes Fräulein, darf ich um ein paar Worte mit Ihnen allein bitten?“

Die junge Dame prallte zurück. „Sie haben doch nicht etwa Verdacht auf meinen Vater, Herr Leutnant? Sie brauchen ja nur festzustellen, ob er sich in seinem Zimmer befindet, damit würden ja alle Mutmaßungen erledigt sein. Bitte, kommen Sie mit mir!“

Der Polizeioffizier blieb gelassen. „Diese Feststellung können wir später machen,“ versetzte er. „Uebrigens wundere ich mich, daß sich Herr Helmert nicht längst von selbst gemeldet hat. Er muß doch den Spektakel gehört haben.“

Matilde errödete. „Mein Vater hat einen sehr festen Schlaf,“ erwiderte sie scheu. „Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt, daß er es liebt, der Flasche eifrig zuzusprechen. In letzter Zeit hat er sich viel gebessert, aber trotzdem . . .“

„Wenn Sie mir vorerst für einige Minuten Gehör schenken wollten,“ unterbrach sie der Beamte. Und da führte sie ihn in ihr Privatzimmer. Sie ahnte, daß verhältnismäßige Erörterungen sie erwarteten, und darin bestand allerdings keine Täuschung. Der Polizeileutnant bat sie, Platz zu nehmen, blieb aber vor ihr stehen. Mit so viel Festigkeit, als sie aufbringen konnte, sah sie zu ihm auf.

„Verehrtes Fräulein, ich muß Ihnen die Mitteilung machen, daß die Verkehrsgelegenheiten Ihres Vaters auch in der letzten Zeit solche gewesen sind, daß er nicht eben selten unseren Beamten in den Weg gekommen ist. Sie haben Ihrem Vater keine Verdachtsgründe entgegengebracht, es ist Ihnen aber der Argwohn, die Besorgnis nicht fern geblieben, daß Herr Helmert in seiner schwächlichen Charakter- und Körperkonstitution von strupellosen Elementen ausgenutzt werden könnte. Dieser Argwohn hat sich verstärkt, als Ihr Vater vor einigen Monaten mit einem verbummelten, schon vorbestraften österreichischen Aristokraten, einem notorischen Glücksspieler, zusammen gesehen wurde.“

„Dem Baron Rederle?“ rief Matilde Helmert aus. — „Sie kennen den Patron? Nun dann habe ich nicht notwendig, Ihnen längere Darlegungen zu machen. Ob der Mensch Rederle oder sonstwie heißt, läßt sich übrigens aktenmäßig nicht feststellen, Tatsache ist nur, daß er wirklich aus einem aristokratischen Hause aus Wien stammt und von Stufe zu Stufe gesunken ist. Hoffentlich sind Sie durch den Menschen nicht benachteiligt worden?“

„Ich habe ihn mir fern zu halten gewußt,“ antwortete sie ruhig. „Schon was mein Vater über ihn verlauten ließ, ließ mich erkennen, mit wem ich es zu tun hatte. Er ist dann aus Berlin verschwunden.“

Der Polizeibeamte nickte. „Das ist zutreffend. Es dürfte Ihnen, verehrtes Fräulein, aber nicht bekannt sein, daß dieser Herr Baron von Grünen Tischen Gnaden plötzlich, vor etwa acht Tagen, an der Spree wieder aufgetaucht und in eifriger Unterhaltung mit Ihrem Vater in Nachtlokalen gesehen worden ist. Und mein erfahrenerste Geheimpolizist will behaupten, die beiden Herren einmal in angelegentlichster Unterhaltung mit einem unserer bekanntesten, d. h. geschicktesten Einbrecher gesehen zu haben. Da der Rasperl-Eduard, wie sein Spitzname in der Verbrecherwelt lautet, augenblicklich nichts auf dem Kerbholz hat, ihm wenigstens nichts bewiesen werden kann, so hatte mein Beamter auch keinen Grund zu irgend welchen peinlichen Informationen.“

Die Zuhörerin atmete nervös. „Ich verstehe, worauf Sie hinaus wollen, Herr Leutnant, aber ich hoffe, daß Ihre Folgerungen doch eine Lücke aufweisen werden. Sie sagen, mein Vater sei in wiederholten nächtlichen Unterhaltungen mit diesem österreichischen Baron beobachtet worden. Das ist unmöglich. Mein Vater hat seit Wochen am späten Abend das Haus nicht mehr verlassen; er hat sich, wenn er sich mit mir bis zehn oder elf Uhr unterhalten hatte, regelmäßig auf sein Zimmer begeben.“

Der Polizeioffizier blickte teilnehmend auf das schöne, vornehme, ohne sein Verschulden vom Schicksal so hart gepeinigte junge Mädchen; man sah es ihm an, daß er Matilde gern die Mitteilungen, die nun folgen mußten, erspart haben würde. Aber wie die Dinge lagen, ging es nicht an, und so sagte er: „Helmert scheint in diesem Hause noch besser Bescheid zu wissen, wie Sie, mein verehrtes Fräulein. Wir haben beobachtet, daß er um Mitternacht das Haus fast in

jeder Nacht durch einen zweiten Ausgang verlassen hat, der sich in einem Kellerhals befindet und wie er in den alten Berliner Häusern nichts Seltenes ist. Vielsach sind diese Ausgänge verbaut, noch öfter vergessen, aber wo sie noch bestehen und bekannt sind, da sind sie bequeme Gelegenheiten für Gänge, die nicht bekannt werden sollen. Herr Helmert weiß dieses Hausgeheimnis jedenfalls von seinem verstorbenen Schwiegervater, Ihrem Herrn Großpapa, der kaum daran gedacht hat, daß es für Sie von besonderem Wert sein könnte, und deshalb auch nicht weiter zu Ihnen davon gesprochen hat."

Matilde glaubte vor Aufregung nicht weiter sprechen zu können. „Und Sie glauben, Sie meinen, daß mein Vater auch heute Nacht nicht hier in seinem Bette schläft, sondern das Haus durch diesen Ausgang verlassen hat?"

Der Beamte wollte antworten: „Das glaube ich, und zwar mit seinen Bessersherrn.“ Aber sie tat ihm doch zu leid und so versetzte er nur: „Wenigstens muß ich das annehmen, da Herr Helmert sich sonst infolge des Lärmes wohl gezeigt und nach der Ursache gefragt haben würde.“

Im selben Augenblick klangen von der Straße her scharfe Stimmen, aus denen als lauteste die Helmer's heraus klang. „Was ist das für eine Art und Weise, einen friedlichen Bürger, der ruhig von seinem Abendschoppen nach Hause kommt, auf offener Straße anzuhalten? Ich werde mich beim Polizeipräsidenten beschweren. Ich verlange freien Eintritt in das Haus meiner Tochter, in dem ich wohne, ohne Polizeibewachung. Verstanden?" Und dann begann die Beschwerde von der Belästigung der friedlichen Bürger abermals.

Seine rauhe Verbheit verstummte, als er im Hause seiner Tochter war und den Polizeibeamten erblickte. Aber die Sicherheit seines Auftretens, die er sich sofort zu geben suchte, war doch zu sehr erkünstelt, als daß man es nicht gemerkt hätte. „Aber, Tilde, Tilde, was ist denn, was ist denn?" stieß er hervor. „Denke Dir, ich will ruhig ins Haus gehen, da halten mich die Polizisten fest. Da hört doch alles auf!"

Matilde schaute ihn traurig an, in ihren tiefen Augen schimmerten Tränen. „Vater, weshalb kamst Du nicht offen durch die Haustür, sondern wolltest den zweiten Eingang benutzen, von dem ich keine Ahnung hatte?" — „Ach Gott, Tilde, das hatte ich ganz und gar vergessen, Dir zu sagen. Ich bin ein paar Male da gegangen, weil ich Dich nicht stören wollte, und wenn Du nicht willst, so soll es auch ganz und gar nicht wieder geschehen. Deshalb brauchten mich aber doch die Polizisten nicht festzuhalten," brummte er ärgerlich weiter, „und kurz und gut, ich werde mich beschweren.“

„Nach dem, was in dieser Nacht hier im Hause geschehen ist, werden Sie mit Ihrer Beschwerde kaum viel Glück haben," sagte der Polizeileutnant ernst, „denn die Beamten haben nur ihre Schuldigkeit getan.“

Helmert sah von dem Beamten auf seine Tochter, er schien wirklich nicht zu verstehen, worum es sich handelte. Der Polizeileutnant hielt sein Mienenspiel nur für eine geschickte Maserade, und auch Matilde war der Ueberzeugung, daß ihr Vater von dem Einbruch wissen müsse. Alles, was sie an diesem Abend über ihn vernommen hatte, sprach doch gar zu sehr zu seinen Ungunsten.

Jetzt brauste der Alte in heller Wut auf. „Zum Donnerwetter, Tilde, so schieße doch endlich los und sage, was geschehen ist. Ich weiß von nichts und wundere mich die Seele aus dem Leibe, was alle die Herren von der Polizei hier im Hause wollen.“

„Es ist eingebrochen, Herr Helmert," sagte der Leutnant jetzt unvermittelt, „und es besteht der dringende Verdacht, daß Sie um dies Verbrechen wissen.“

Helmert stand starr, er blickte den Beamten und seine Tochter an, als traue er seinen Ohren nicht. Dann hob er, immer noch schwachend, seine rechte Hand bis zur Stirn em-

por und deutete mit dem Zeigefinger vielsagend auf seinen Kopf. Endlich sagte er, und seine Stimme klang wie verrostet: „Daß die Herren von der Polizei mitunter ihren Mitmenschen nicht viel gutes zutrauen, das weiß man ja. Aber daß Du, Tilde, denken könntest, Dein Vater würde sich an Deinem Geld und an Deinem Kassenschatz vergreifen, nee, Mädchen, das ist doch ein starkes Stück. Es stimmt ja, ich hab' manches Stück fertig gebracht, aber so eins, worauf Zuchthaus steht, nee, mein Mädchen, das bringe ich nicht über mein Gewissen. So gewiß nicht, wie ich D. C. Helmert heiße, und ebensowenig, wie das Deine Geschäftspetle Otto Steffen fertig bringen würde. So was gibts nicht!"

Auf den Polizeibeamten machte diese in ziemlich unverfälschtem Schwadroncurton vorgebrachte Behauptung wenig oder gar keinen Eindruck, für ihn war die Mitschuld oder wenigstens das Mitwissen des alten Helmer erwiesen, der den „Baron“ Reberle und den Kaspel-Eduard ins Haus gelassen hatte, damit sie ungestört „arbeiten“ konnten. Solche abgefeimte Verbrecher wußten, was sie zu tun hatten, und Helmer war ihnen ein Verbündeter, wie er besser gar nicht gefunden werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

3. und 4. Januar 1915. — Kämpfe bei Altkirch und Hirzbach. — Die „Anesha“. In diesen beiden Tagen hatten es die Franzosen auf die Durchbrechung der strategischen Bahn Pfirt-Altkirch abgesehen, im südlichsten Teil des Oberessigs. Am 3. Januar richtete sich der Angriff besonders auf den Bahnhof von Altkirch und die Zerstörung der Bahnlinie, die den Franzosen auf einige Kilometer Länge gelang. Am nächsten Tage entwickelte sich der Kampf um das Dorf Hirzbach und da die deutschen Kräfte zu gering waren, gingen sie über die Ill zurück. Am 4. Januar nahmen die Franzosen endlich das so tapfer verteidigte Steinbach im nördlichen Sundgau, indes dauerte auch hier die Siegesherrlichkeit nicht lange. — Eine bedeutsame, tiefempfundene vaterländische Rundgebung erließ am 4. Januar König Ludwig von Bayern am Vorabend seines 70. Geburtstages, in welcher er in warmen Worten die Taten der tapferen Truppen würdigte und der gefallenen Helden gedachte, dem Vertrauen zum endgültigen Siege Ausdruck gab. — Am 4. Januar kam die beglaubigte Meldung von den Taten der „Anesha“, des mit dem Ueberreste der Embdenbesatzung bemannten Dreimasters; die Engländer mußten die Schiffe in der Gegend von Britisch-Birma warnen, da zahlreiche Fahrzeuge den Operationen des deutschen Schiffes zum Opfer gefallen waren, das genommene feindliche Dampfer zu seinen Hilfskreuzern machte.

5. Januar 1915. — Verwüstung im Osten. — Seekampf bei Sinope. — Kampf in Kamerun. Der Glückwunsch des deutschen Kaisers für den König von Bayern zu dessen 70. Geburtstag wurde von diesem mit dem Danke für die sinnige Aufmerksamkeit erwidert. — Bei Souain und im Argonnerwald, ferner bei Sennheim machten die Franzosen Vorstöße ohne Erfolg. — Im Osten wurde mit diesem Tage beginnend, für die besetzten Teile in Russisch-Polen eine deutsche Zivilverwaltung eingesetzt. — Im Schwarzen Meer kam es bei Sinope zwischen zwei türkischen Kreuzern und einem aus 17 Einheiten bestehenden russischen Geschwader zum Seegefecht; die Russen konnten nicht einmal diese kleine türkische Seemacht besiegen. Auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz war die Lage in diesen Tagen: abgesehen von 15 400 russischen Gefangenen, die in das Innere der Türkei abgehoben waren, hatten die Türken an der ganzen Front den Krieg in russisches Gebiet hineingetragen. — In Kamerun machten die deutschen Truppen mit schwachen

Kräften einen Angriff auf das von Engländern besetzte und stark besetzte Edea; der Angriff wurde abgeschlagen.

6. und 7. Januar 1915. — Kämpfe im Sundgau und bei Soissons. — Rotur besetzt. Nachdem bereits am 6. Januar bei Sennheim heftige Gefechte stattgefunden, kam es am 7. Januar zum Angriff auf die so viel umstrittene Höhe 425; die Franzosen hielten sich zwar sehr tapfer, allein sie konnten es nicht hindern, daß die Höhe wieder in deutsche Hände fiel. Am selben Tage wurde um das Dorf Oberburnhaupt heiß gekämpft; wieder war es ein erbitterter Häuserkampf, der hier stattfand und in dem sich die Franzosen stets bewähren, dennoch aber saßen die deutschen Truppen, Haus um Haus nehmend, in dem Dorfe Fuß. In den Argonnen drangen am 6. Januar deutsche Kräfte weiter vor und östlich Reims wurde ein energischer Angriff der Franzosen blutig zurückgeworfen. Am 7. Januar beginnen die acht Tage währenden sehr wichtigen Kämpfe bei Soissons. Am genannten Tage eröffneten die Franzosen den allgemeinen Angriff mit einem geradezu wilden Feuer, durch welches ein deutscher Maschinengewehrgraben dem Erdboden gleich gemacht wurde. Das war der Beginn der Offensive. — Vom türkischen Kriegsschauplatz ist ein in der Nacht des 6. Januar stattgehabtes Seegefecht zu melden, in dem die türkischen Schiffe mit Erfolg die von den Russen beabsichtigte Beschießung von Batum zu verhindern wußten. Am 7. Januar besetzten die Türken Rotur, die dem Wan-See vorliegende Stadt, damit den Krieg nach Persien hineintragend.

8. Januar 1915. — Kämpfe bei Soissons und Oberburnhaupt. An diesem Tage beginnen die außerordentlich heftigen Nahkämpfe bei Soissons, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können. Die Franzosen drangen auf einer Frontbreite von 200 Metern in den deutschen Schützengraben ein und konnten zunächst nicht daraus vertrieben werden. Am Abend dieses Tages begannen die Franzosen erneut den Angriff auf Oberburnhaupt im Sundgau. Der Kampf zog sich die ganze Nacht und den folgenden Tag hin und er war wieder um so blutiger und hartnäckiger, als die Franzosen jedes Haus des Dorfes zur Festung einrichteten. Bis zum Bahnhof flutete der Kampf. Am Mittag des 9. Januar saßen die deutschen Truppen festen Fuß und die Franzosen fluteten unter sehr schweren Verlusten zurück. Das Dorf blieb nun in deutschen Händen, obschon noch Kämpfe bis zum Abend des 10. Januar stattfanden. Im Ostteil der Argonnen machten die deutschen Truppen einen erfolgreichen Sturmangriff, bei dem 1200 Franzosen gefangen genommen und allerlei Beute gemacht wurde. — Von den Engländern wurde am genannten Tage in Deutsch-Südwestafrika de Walsfischbai und die etwas weiter gelegene Station besetzt.

9. Januar 1915. — Fluggeschwader über Dünkirchen. — Französische Verleumdungen. Das bislang bedeutendste Flugunternehmen wurde an diesem Tage von den deutschen Fliegern über Dünkirchen ausgeführt. 14 Zweidecker kreuzten über der Stadt von 11 Uhr vormittags bis 3 1/2 Uhr nachmittags. 50 Bomben wurden geworfen, die ziemlich großen Schaden anrichteten und eine Anzahl Personen töteten und verwundeten. Bei Soissons gingen die Kämpfe weiter, die Franzosen suchten in wütenden Vorstößen mehr und mehr Raum zu gewinnen. Andere französische Angriffe bei Niederaspach und Berthes wurden zurückgewiesen. — Konnten die Franzosen auf militärischem Gebiete nichts erreichen, so blieben sie doch stark in Verleumdungen. So gab der Ministerpräsident Viviani einen Bericht der „Untersuchungskommission über Verletzungen der Menschenrechte durch die Deutschen“, welcher Bericht eine einzige Kette niedrigster halbloser Verleumdungen bildete, in dem auch nicht der Versuch eines Beweises für die schändlichen Behauptungen gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die Zeitschrift der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen „Der Burgwart“ beschließt das Jahr 1915 mit einer bedeutsamen und durch köstliches Bildermaterial wertvollen Nummer. In dem Aufsatz „Daniel Spedle“, ein deutscher Meister des Wehrbaues, und seine Höchstpreise im 16. Jahrhundert von dem Städte- und Burgenbauer Bodo Ebhardt wird das Wirken und Schaffen eines echt deutschen Baukünstlers dargestellt. In dem Abschnitt „Verkünder der Schönheit deutscher Landen“ und in den Zeichnungen des Meisters Otto Abbelohde werden deutsche Naturschönheiten und Baudenkmale unseres Vaterlandes, aus dessen Werken „Alt-Marburg“ und „Burgen und Städte an der Lahn“ vorgeführt. Mit dem vornehm hessischen Maler-Radierer Otto Abbelohde beginnt der Burgwart eine Folge von Abhandlungen über deutsche Künstler, die ihr Vaterland verherrlicht haben. Endlich bringt „Der Burgwart“ einen Abschnitt aus der soeben im Burgverlag G. m. b. H. Berlin-Grunewald erschienenen Schrift „Krieg und Baukunst in Frankreich und Belgien“ von Professor Bodo Ebhardt mit Bildern der Burg Coucy nach Zeichnungen des Verfassers.

Das bisher unter dem Namen „Blätter für evangelische Freiheit und kirchlichen Fortschritt“ in Wiesbaden erscheinende Wochenblatt ging vom 1. Januar 1916 ab in den Verlag der Staad'schen Hofbuchhandlung in Wiesbaden über und nahm seinen alten Titel „Evangelisches Gemeindeblatt“ wieder an. Die bisherigen Herausgeber und Mitarbeiter bleiben dieselben. Das Evangelische Gemeindeblatt erscheint jeden Sonntag.

An Hermann Löns.*)

Du siehst. — Zu früh getroffen
durch hartes, kaltes Blei,
und nimmst mit Dir ein Hoffen,
ein Glück. Es ist vorbei.
Es ging ein tiefer Schauer
durch aller Deutschen Brust,
wir steh'n in stolzer Trauer,
wir, die um Dich gewußt. — —
Und Wälder, Strom und Heide,
die einst Dein Mund besang,
sie greift in tiefem Leide,
mit uns; das Herz so bang. — —
Wenn fort ein Dichter gehet,
aus dieser schönen Welt,
ist's ob ein Stern verwehet
aus nächst'gem Himmelzelt.
: „Und helfen wir auch färben,
die grünen Rasen, rot,
ist's doch das schönste Sterben,
um den Soldatentod.“

Franz Burkhard,

a. B. Wallmeister der Festung Namur.

*) Zur Erinnerung an den vor Reims am 24. September 1914 gefallenen Dichter der Weidellandschaft, über dessen Wirken und Leben der Schriftsteller Dobbe und dessen Gemahlin in Königsstein i. T. Vortrag gehalten haben.

Luftige Ecke.

— Der Musketier Maier wird abends in der Instruktionsstunde zur Post geschickt, er soll sehen, was für ein neuer Tagesbericht angeschlagen sei. Nach 10 Minuten kommt er atemlos vor Dienstfeiser, steht still und meldet: „Mehrfach aufheiternd, ohne wesentlichen Niederschlag!“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinböhl, Königstein im Taunus.